

Kultur- und Zeitfragen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **6 (1926-1927)**

Heft 3

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Italien und Griechenland für sie bedeuten würde. Dazu konnten die überall bekannten italienischen Ausdehnungsgelüste ja gut genug verwendet werden. Und jetzt scheint ein Vertrag mit der Türkei, die sich bereits auf alle Möglichkeiten vorbereitet hat, vor dem Abschluß zu stehen. England wird dabei weder finanzielle Opfer noch andere Zugeständnisse vermeiden können. Aber sein Ziel wird es doch erreichen: Die einstweilige Sicherung seines neuen mesopotamischen Besitzes.

III das wickelt sich mit der gleichen eindrucksvollen Planmäßigkeit und Ruhe ab. Von Theater kann man da nicht sprechen.

U r a u, den 31. Mai 1926.

S e k t o r U m m a n n.

Kultur- und Zeitfragen

Jakob Schaffners dichterisches Wesen und Werk.

Jakob Schaffner, der kürzlich seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert und dabei von manchen Seiten die verdiente Beachtung und Würdigung empfangen hat, ist unbestritten das stärkste, entwicklungsreichste und eigenartigste Talent des gegenwärtigen schweizerischen Schrifttums. Wer ohne literarhistorische oder künstlerische Vorurteile die vielversprechende und ungeahnte Entwicklung, die Jakob Schaffners dichterisches Wesen und Werk, besonders auch in den letzten Jahren seiner vollen Reife und vielseitigen Entfaltung, aufweist, kennen gelernt und aufmerksam verfolgt hat, der wird den überzeugenden Eindruck, daß wir seit Gottfried Kellers Tagen keine poetische Persönlichkeit von solcher Lebensfülle, köstlicher Ironie und tiefer Verinnerlichung des künstlerischen Gestaltens unser eigen nannten, nicht von der Hand weisen können und wollen. Wie ganz erstaunlich reich und vielgestaltig ist doch diese „Fülle der Gesichte“, die Jakob Schaffners echtes Menschentum und seine dichterische Welt erfüllen und sie in seltsam kostbarem Spiegelbilde wiederstrahlen und in buntem Wechsel leiden- und freudenvoller Gestalten offenbaren! Was sind das für kraftvolle und wo immer in Heimat, Sitte und Kulturgrund sie auch verwurzelt sein mögen, bodenständige und ursprünglichstes Leben atmende Menschen, die da als Fleisch und Blut, Sinn und Empfindung unseres eigensten, gegenwärtigen Daseins, als typische Zeugen unseres jetzigen, selig-unseligen Geschlechts von Schaffners scharf umreißender und doch so liebevoll schildernder schöpferischer Meisterhand vor uns hingezaubert werden; eine Welt der Dichtung und doch so unendlich wahr, in Lust und Schmerz so treu und wirklich geartet wie das Leben selbst, aus dem sie hervorgegangen und in das sie mit unverkennbarer ernster Sicherheit und lächelnder Güte wieder zurückgeboren und mitten hineingestellt sind! —

Als der damals noch jugendliche Autor — der übrigens auch heute nicht weniger helläugig und lebenskräftig beobachtet und wirkt — seiner Heimat die ersten literarischen Spenden mit den beiden Romanen „Irrfahrten“ (1905; jetzt „Die Irrfahrten des Jonathan Bregger“ betitelt, seit 1912) und „Konrad Pilater“ (1910) und den zwei Novellensammlungen „Die Laterne“ (1907) und „Die goldene Frage“ (1912) bot, da lauschte schon da und dort ein sachkundiges oder ahnungsvolles Ohr etwas eifriger als gewöhnlich auf und vernahm zu seiner nicht geringen Freude und Hoffnung darin schon jenen eigenartig emporklingenden persönlichen Ton, jenen langentbehrten besonderen Klang, wie er das glanzvolle Erbteil eines wohlverstandenen „Triumphes der Empfindsamkeit“ ist, den Schaffner, wenn auch in neuzeitlicherem und stark ausgeprägt individuellem Sinne schon frühzeitig mit Dichtungsmeistern wie Keller, Raabe und neuerdings auch Fontane nicht zum Schaden seiner Schöpfungen teilt. Die genannten Novellenbücher enthalten die trefflichen, heiteren „Grobschmiede“, aber auch jene unheimlich zwingenden, düsteren und be-

deutungsvollen Erzählungen „Der Kilometerstein“, „Frau Stüssy und ihr Sohn“, „Die Eschersche“ und „Der eiserne Göze“, die zur Genüge beweisen, mit welcher Liebe, Sachkenntnis und innerster Wahlverwandtschaft unser Dichter sich Problemen hingibt, die in den tiefen Jagdgründen des menschlich Seelischen oder der starren Bedingtheit des materiell Dinghaften sich finden oder beruhen. Es sind darstellerische Miniaturen von imponierender Eindrucksgewalt und Treue, die für künftige Leistungen in umfassenderem Rahmen und Ausmaß das Beste erwarten und erhoffen ließen. Und der ältere Schaffner hat diese Erwartungen nicht enttäuscht, ja sie noch ganz bedeutend bereichert und übertroffen.

Schaffners eigenstem Erleben und Geschick entspricht es und haben wir es zu danken — und das ist für die umfassende Mannigfaltigkeit seines künstlerischen Schaffens typisch und bedeutsam —, daß er sich in seinen Werken mit gleicher Sicherheit und Beherrschung des Stofflichen und der zeitgenössischen Kulturelemente in seiner alten, angeborenen schweizerischen Heimat und in seiner zweiten erworbenen und geistigen, speziell dem deutschen großstädtischen Lebenszentrum Berlin heimisch fühlt und bewegt. Diese oft in ein und derselben Dichtung vollzogene Verschmelzung der beiden Temperamente, des süddeutsch-schweizerischen, schwerfällig behaglichen und des norddeutsch beweglichen, geistprühenden, aber auch sprunghaft leichtfüßigen, diese oft völlig unbewußt und ungewollt sich ergebende Verbindung und Übereinstimmung zwischen der einseitig verankerten, beschränkten Schwere und der loser geschürzten, vielseitigen geistigen und körperlichen Beweglichkeit, zwischen den Welten schwer und schlicht sich durchkämpfender Treue und wißsprühender Lebensklugheit oder in frohgemuter Laune durchhaltender Herzenstüchtigkeit machen wohl einen der besonderen und eigenartigsten Reize der Schaffner'schen Darstellungskunst aus. Sie finden sich immer wieder in neuen geistvollen Varianten, bald im Einzelbilde festgehalten, bald zu harmonischer Gesamt- oder Gegenwirkung vereinigt in den Charakteren und Schicksalen, den Menschen und Dingen, ja selbst in den Naturszenarien und Sittenmilieus seiner letzten Werke bald leiser, bald deutlicher betont und herausgearbeitet, immer aber von großer künstlerischer Verantwortung und wohltuendem menschlichem Ernst getragen.

1911 erschien Schaffners auf geschichtlichem Hintergrunde sich aufbauender Roman „Der Bote Gottes“, 1917 ein mitten aus dem Geist und Empfinden der zeitgenössischen Ereignisse des Weltkrieges heraus entstandenes wertvolles Werk „Der Dechant von Gottesbüren“,¹⁾ ein Roman, dessen Lebenswahr und in ihren inneren seelischen Notwendigkeiten schonungslos gekennzeichnete Gestalten dauernd zu den großen, unvergeßlichen Leistungen seiner wirklichkeitsfreudigen Schilderungskunst zählen werden. Fünf Jahre später, 1922, schenkte uns der Dichter dann sein, in manchen Einzelzügen auch autobiographisch so aufschlußreiches Buch „Johannes“, den Roman einer Jugend in zwei Bänden, dessen tiefgründende, seelenkundige Lebensspiegelbilder uns schon deutlich den großzügigen Stil gewonnener dichterischer Reife und abgeklärter Vollkommenheit verraten. Und kurz vor oder nach diesem Zeitpunkte persönlichster Selbstbefinnung sind dann alle übrigen so überaus vielseitigen und in ihrer Art einzigartigen Bücher unseres Dichters entstanden, die wir als seine besten und reifsten bisherigen Leistungen einzuschätzen haben, jene Erzählungen und Novellen voll meisterlicher Weltklugheit und doch so sympathisch berührender menschlicher Ergriffenheit, die Lebensfragen, Seelenanalysen, Einblicke in kleinste und größte, tragische und heitere Bezirke unseres irdischen Daseins und seiner buntwechselnden Vielgestaltigkeit berühren und erschließen, mit einer unerbittlichen Wahrheitsliebe gesehen und festgehalten, aber auch von unendlicher Milde und Barmherzigkeit gegenüber allem Lebendigen umweht und durchleuchtet. In diesen köstlichen Gaben aus Schaffners letzten Schaffenszeiten sind seiner dankbaren Lesergemeinde dann auch freudige Überraschungen nicht vorenthalten ge-

¹⁾ Sämtliche Werke Schaffners sind, soweit nicht etwas anderes angegeben ist, früher im Verlage S. Fischer, Berlin, jetzt im Verlage der „Union“, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig, erschienen.

blieben. Neben den Büchern eines kraftvoll, wenn auch keineswegs tendenziös sozial orientierten, oft bitteren, wenn auch niemals verbitterten Lebensernstes, stehen dann auch wieder kostbar erfrischende, von sinnenfreudiger freundlicher Ironie und scherzhaft spielender Laune umwitterte Gestalten, die sich wie goldene tanzende Sonnenstäubchen feiertäglicher Lenzfreude vom grauen Einerlei des sorgen- und leidbeschwerten, herbstlichen Wolkenhimmel des Alltags abheben und uns frohe Stunden ungetrübten Genusses zu bescheren vermögen. Und wie schöpft der seelen- und herzenskundige Dichter auch auf diesem Gebiete mit freier und starker Hand aus dem Ganzen und Vollen, unbekümmert fast um sein reiches Verschwenden an Witz und Humor.

Es sind zunächst vor allen Dingen die folgenden drei Bücher, die Schaffners glänzende und bis ins kleinste Detail intim ausmalende Kunst der Milieu- und Personenschilderung und seine unglaublich vertiefte psychologische Beobachtungsgabe auf der vollendeten Höhe maßvoller und klug abwägender Meisterschaft zeigen. 1919 kam als erster dieser Reihe der Berliner Roman „Die Weisheit der Liebe“ heraus, jene Geschichte eines Eheproblems von prachtvoll rührender und doch kernhaft tüchtiger, troziger Lebensinnigkeit, das Gertrud Bäumer, vielleicht die berufenste Beurteilerin der sozial-ethischen Qualitäten des Werkes, einmal als die „menschlich reichste, tiefste und weiseste Dichtung der Gegenwart“ bezeichnet hat und das unter den ernsthaft zu nehmenden Darstellungen dieses Problems in der neuzeitlichen Literatur deutscher Zunge jedenfalls als eine der wertvollsten und bedeutendsten Schöpfungen zu gelten hat. Die tiefen Blicke, die sein Urheber hier mit den trostreichen Augen echten Verstehens und Mitempfindens in die Welt des typischen norddeutschen Kleinbürgertums getan hat, werden in ihrer kostbaren Schlichtheit und Naturtreue jedem Leser einen dauernden, unvergeßlichen Genuß bereiten. 1920 schon folgte, ebenfalls das vertraute Lokalkolorit ähnlicher Lebenskreise mit sicherem Stift festhaltend, die fein abgestimmte Erzählung „Kinder des Schicksals“, jene mit humorvoll launigen Streiflichtern gestaltete Geschichte dreier Menschen — die zwischen zwei Männern gestellte, um ihre Selbstbehauptung ringende junge Witwe ist die unnachahmliche Hauptfigur des Romans —, die uns deutlich offenbart, wie Schaffner auch auf engstem Raume des Geschehens große Schicksale sich abspielen und eigentümliche Menschenkinder sich suchen und finden läßt, sie in ihrem seltsamen Wandel und Handel glaubwürdig und überzeugend zu motivieren versteht — ein kleines Genrestück aus dem Reiche problematischer Naturen, über dessen tragischem Grundklang doch der heitere Himmel mutiger und sieghafter Lebensfreude immer wieder aufleuchtet und alle Irrnisse und Wirrnisse endlich in eine versöhnliche Lösung der Konflikte hinüberrettet. Gehaltvoller und schwerwiegender, packender und hinreißender ist dann die gesellschaftliche und moralische Atmosphäre in Schaffners nächstem Buche „Das Wunderbare“ vom Jahre 1923 gehalten. Hier rollen sich Fragen und Probleme auf, die in den Tiefen und auf den Höhen der menschlichen Natur ein unbewußt traumhaftes Dasein führen und oft nur in einzelnen Schicksalsmomenten in lieblicher oder erschreckend düsterer Deutlichkeit klar werden und aufleuchten, um nachher wieder ins Dunkel des Unerforschlichen und Unergründlichen hinabzutauhen. Wie Schaffner hier seine wie am Abgrund eines geheimnisvollen Vulkans hinschreitenden Menschen zu gestalten weiß, wie er sie mit sicherer und liebevoller Hand in eine ihm wohlvertraute, zum Teil heimatliche Umgebung hineinstellt, das alles vollzieht sich mit einer souveränen Beherrschung der stofflichen Elemente, die sich unwillkürlich auch in der prägnanten und vielsagenden sprachlichen Ausdrucksweise äußert. Schaffners schriftstellerischer Stil ist original ohne maniert, bekenntnisreich ohne dunkel-verworren und rätselhaft zu sein, und er paßt sich in seltener Beweglichkeit und kluger Berechnung jemeilen auch dem Thema des dargestellten Gegenstandes und seinem gegebenen Lokalkolorit in glücklichster Weise an. Das wird uns vielleicht besonders deutlich und einleuchtend zum Bewußtsein gebracht, wenn man die jüngsten und lehterschiedenen kleineren Schöpfungen des Dichters in ihrer besonderen Eigenart und Einzigkeit ins Auge faßt, so etwa die erschütternde, mit allen Feinheiten seelischer Kultur und durchgreifender Menschenkenntnis ausgestattete Kriminalnovelle

„Die Mutter“ (1924)²⁾ oder den Novellenband des Jahres 1925 „Brüder“, der die beiden 1918 entstandenen Erzählungen „Der Schulmeister von Gager“, wiederum eine Prozeßgeschichte, diesmal in trefflich wiedergegebenen bäurischen Verhältnissen spielend, und „Das verkaufte Seelenheil“, ein prächtig erfundenes und mehr humoristisch sich auswirkendes Motiv, enthält. Wie auch in diesen Darbietungen echter Schaffner'scher Prägung Inhalt und Formgebung, Bild und Wort sich auf das Köstlichste berühren und decken, zu einer vollendeten stil-künstlerischen Harmonie zusammenwachsen, das muß man schon selbst empfunden und genossen haben, um es nach Verdienst einschätzen zu können! —

Nicht weniger aufschlußreich und bedeutsam für die gesamte seelische und dichterische Wesensart Jakob Schaffners und seine derzeitige Schaffenskraft und Werkgröße scheinen mir aber auch die mehr der heiteren Lebensauffassung und der leis satirischen, freundlich ironisierenden Neigung unseres Autors entstammenden und mit blendender spielerischer Leichtigkeit und Laune ausgerüsteten Dichtungswerke zu sein, die uns der Fünzigjährige kürzlich, gleichsam als Jubiläumsgaben seiner umfassenden und weitausholenden dichterischen Tätigkeit und Schöpferfreude, beschert hat. Da ist vor allem jene so bitter ernst gemeinte, aber so wundervoll scherzhaft wirkende kriegerische Auseinandersetzung zweier von der Natur als streitbare Vorkämpferinnen ihrer Rechte so gut ausgestatteten Weiblichkeiten in der Novelle „Die Schürze“³⁾ (1925) zu nennen, die einen genügenden Nachweis darüber erbringt, welch unerschöpflicher Quell herrlichster Einfälle und tollster Situationen unserem Dichter bei Bedarf zur Ergötzung seiner Lesergemeinde zur Verfügung steht; in dieser Geschichte waltet segensreich eine so unwiderstehliche Komik, daß sie an die besten Vorbilder unserer Schwankliteratur längst vergangener Zeiten heranreicht. Schaffners letztes größeres Werk, der erst vor kurzem herausgekommene Roman „Die Glücksfische“ (1925), ist vielleicht in seiner drastischen Fabulierlust und Erfindungsgabe für uns schweizerische Landsleute des Dichters doppelt willkommen und beachtenswert, weil es sich ausschließlich auf heimatlichem Boden bewegt und auch zum weitaus größten Teile Gestalten einheimischer Prägung und Sonderart vor uns erstehen läßt. Das altehrwürdige Basel, die Residenz der Bundesväter, Bern, Grindelwald, Interlaken, das Lauterbrunner Tal mit der Fienfluh, dann das Jungfrauojoch und endlich die Fremdenstadt Luzern werden durchaus „schaffnerisch“ und öfter mit dem etwas kritischeren Blicke des Auslandschweizers geschaut und geschildert und geben einen prachtvoll vaterländischen und stimmungsvollen Hintergrund für alle die seltsamen menschlichen allzumenschlichen Begebenheiten und Handlungen ab, die sich in diesen großartigen Naturzenerien als kleine Tragödien und Lustspiele menschlicher Eitelkeiten, Wünsche, Tüchtigkeiten und Geschicke abwickeln und vollziehen. Ein Buch voll ernstgemeinter Vorsätze und Wahrheiten von hüben und drüben des Rheins, ein lebensvolles Gaukelspiel mit Charakteren und Ereignissen, getragen von leise lächelnder Ironie und warmherziger, tiefgründender, verstehender und verzeihender Milde und Güte, wohl eine der stärksten und reifsten Offenbarungen von Schaffners universal angelegtem, weltbürgerlichen Schrifttum.

Endlich sei diese Heerschau Schaffner'scher „Menschen und Dinge“ mit einem anerkennenden Hinweis auf das kleine kostbare Büchlein der „Berliner Skizzen“ beschlossen. Es ist „Der Kreiselspieler, Berliner Gestalten und Schicksale“⁴⁾ betitelt und soeben erschienen, um als Dankesbezeugung des Dichters an diese einflußreiche und in vielem doch so ausschlaggebende Stätte seiner späteren, zu höheren Plänen und Zielen heranreifenden Schriftstellertätigkeit nach des Autors eigenem Ausspruche „einen schwachen Begriff zu geben von dem, was Berlin mir ist“, eben jene Stadt und jenes Berlin, in welchem

²⁾ Reclams Universal-Bibliothek. Bd. Nr. 6500. Verlag Phil. Reclam jun., Leipzig.

³⁾ Engelhorn's Romanbibliothek. Bd. 982. (Serie 38, Nr. 20). Verlag F. Engelhorn's Nachfolger, Stuttgart.

⁴⁾ Im Propyläen-Verlag, Berlin, als Bändchen der Reihe „Das kleine Propyläen-Buch“.

Jakob Schaffner „seine wichtigsten menschlichen Erlebnisse gefunden, seine Schule durchgemacht, seine Stoffe und Gestalten angetroffen, seine paar Ideen aufgebaut, den Kreis von bedeutenden Menschen kennen gelernt hat, mit dem er lebt, und wo er fortwährend ein allgemeines echtes starkes Menschenschicksal um sich gefühlt hat, ohne dessen unmittelbaren Druck kein Künstler wird“ und auch er, Jakob Schaffner, in seinem Wesen und der Art seiner vielbewunderten Kunst unstreitig nicht derjenige geworden wäre, als den wir ihn heute lieben und verehren! Und auch hier begegnen wir trotz aller scheinbar nur gefällig plaudernden und skizzenhaften Anlage jener fünfzehn reizvollen Kabinettstücke wieder jener resigniert stillen und entschlossenen Lebensweisheit, jenem leuchtenden Lächeln unter Tränen, jenem über dem Dasein mit seiner taumelnden Lust und seinen krampfhaften Rötten Stehen und jenes sicherfußende Betrachten und Gestalten menschlicher Gipfel und Gründe, Stärken und Schwächen, Verschuldungen und Schicksale, die das beste Teil seiner Welt und Kunst bedeuten und ausmachen. Wie herrlich fein und geistvoll sind diese dichterischen Schmuckstücke geprägt und gefaßt, etwa „Die Einsame“ oder „Der Kreiselspieler“, „Lieder“ oder „Das Bild“, „Ein Sieg“, „Das Dirndl“ oder der zu schlichter tragischer Größe sich erhebende „Abschied des Droschkenfutschers“! —

Soweit können wir bis heute Schaffners Wirken, seine Bedeutung und seinen Wert für unsere Tage und unser Geschlecht als Schweizer und als deutsches Dichtertum ermessen und verfolgen. Aber wer kann deuten oder erraten wollen, welche kostbaren überraschenden Bereicherungen und Erweiterungen seiner gestaltenden Schöpferkräfte dem Dichter selbst und uns dankbar und freudig Genießenden allen noch bevorstehen und beschieden sein mögen? Aber es ist wohl auch ein müßiges und eitles Bestreben, sich darüber unnötigen Gedanken oder vagen Vermutungen hinzugeben; halten wir uns in treuer Bewunderung und Anerkennung an das schon Dargebotene und Geleistete, das so reich an intimen Schönheiten und überragender Größe ist, und freuen wir uns aufrichtig auf den festlichen Empfang der kommenden künftigen Gaben. Jakob Schaffner, der vaterländische Dichter, der gute und einsichtige Patriot, der beziehungsreiche und lebenskluge Weltbürger wird uns immer etwas Bedeutames zu sagen, etwas urwüchsig Menschliches und Eigenwertiges zu schenken haben! —

Alfred Schaer.

Ein Protest.

Im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“, Nr. 802, Blatt 6 (gez. E. R.), findet sich unter dem Titel „Französische Literatur“ u. a. folgender Satz: „... Giraudour, ganz anders als Romain Rolland vorbereitet, könnte Deutschland durchstrahlen, vielleicht noch besser als in ‚Siegfried et le Limousin‘.“

Rolland braucht freilich keinen Verteidiger, am wenigsten wegen mangelhafter Vorbereitung. Wie man in der ganzen gebildeten Welt seine Bedeutung wertet, bewies vor kurzem das Liber Amicorum. Dennoch sollte eine Gegenüberstellung wie die erwähnte nicht unwidersprochen bleiben. Über das „ganz anders vorbereitet“ mögen einige Zitate aus Giraudour' ebenfalls erwähntem Buch belehren. Wir beschränken uns bei diesen hier auf Bayern, besonders München, wo er, nach seinen Tiraden, ebenso daheim sein will, als im Limousin. Aber er führt (wir berühren zuerst seine Ausführungen betreff Straßen und Monumente) z. B. die Statuen Liebig's und Pettenkofer's am Lenbachplatz als von Bronze an; wir andern sehen sie seit einem halben Jahrhundert als weißen Marmor. Der Wittelsbacherbrunnen dort hat bei ihm Stiere in der Mehrzahl, es ist aber nur einer da. Daß man im Monopteros Tee trinkt, ist auch neu, er verwechselt wohl das Tempelchen mit dem chinesischen Turm (im englischen Garten). So wie er Peißemberg (wie er ihn schreibt) als am Starnbergersee liegend anführt. Die deutschen Berühmtheiten fraßen ihm gewissermaßen aus der Hand. Er kennt in Bayern Erzherzöge, die es bekanntlich

dort nie gegeben hat. Einer, der von 1876 bis 1918 in Bayern lebte, hat niemals von dessen großem „Schwanhofer“ gehört, der dekadenlang die süddeutsche Leserschaft entzückt haben soll und dessen Name in einer Frauenliga fortlebe. Man kann hier höchstens an eine Verwechslung mit Ganghofer denken. Auf die Vermeidung lächerlicher Übertreibungen ist es Giraudoux auch anderswo in diesem Buch nicht angekommen.

Das alles möchte als bloße Oberflächlichkeit hingehen, wäre nicht die Art der Gegenüberstellung, das „besser als Romain Rolland vorbereitet sein“, zu herausfordernd. Über harmlose Oberflächlichkeiten und Verwechslungen geht das hinaus, was Giraudoux mit einer andern Gegenüberstellung vermutlich beabsichtigt. Man lese Seite 61 seines oben genannten Buches. Dort spricht er von einem Gebet, das angeblich jedes bayrische Mädchen guter Herkunft allabendlich zum Himmel sendet: Haßerfüllte Bitten um Vernichtung Frankreichs; während die französische Jugend, sobald ein kleines bayrisches Kind, das freiwillig Frankreich 10 Pfennig schenken will, die Verzeihung der deutschen Verbrechen bei Gott beantragen würde. Die französische Jugend ist sogar so großmütig, dasselbe tun zu wollen, wenn ein kleines hessisches Mädchen sich abends weigerte, dieses mordlustige Gebet zu sprechen. Es mag ja Leser des „Siegfried et le Limousin“ geben, die sich durch einige nach Versöhnung klingende Phrasen des Autors täuschen lassen. Urteilsfähige werden den Unterton von Geistesreicheleien, wie den folgenden, erkennen: „Die 60 Millionen Wesen zwischen Slaven und Gallier gefallen, die, um sich Zeit und Leben angenehm zu machen, das Bier, den Krieg, die Karina und eine Menge unregelmäßiger Zeitwörter erfanden.“ Seine wahre Wertung alles Deutschen verrät unwidersprechlich der Satz, der die Sprache selbst verurteilt: „Der gutturale Schrei, den man das deutsche Wort nennt.“ So redet nur verblendete oder gar bösertige Überhebung, ja Verachtung.

Wenn wir uns klar machen, daß dieser „cri guttural“ uns ja sowohl den Faust wie den grünen Heinrich vermitteln, — es gibt allerdings Sprachen ohne besondern Wohlklang des Klanges, die sich dennoch herrlich lesen, aber wir rechnen das Deutsche nicht darunter und finden die Unmaßung Giraudoux' unerträglich —, so wird wohl Mancher auf die von E. R. gewünschte weitere „Durchstrahlung“ deutschen Wesens seitens Herrn Giraudoux' gerne verzichten.

Alfred Niedermann, Stäfa.

Bücher-Rundschau

Frankreich und Polen.

Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß anfangs Mai, kurz vor Pilsudski's Revolte, in Paris (bei André Delpeuch, 1926) ein Aufsehen erregendes Buch erschien, das sich in bisher von französischer Seite ungewohnt scharfer Kritik mit dem polnischen Verbündeten befaßt. Sein Titel lautet: „**Pologne, Pologne . . .**“.

Warum diese Wiederholung im Titel? Soll es wie die Vorwegnahme des Vorwurfs wirken, daß man etwas Vielbesprochenes nochmals behandle? Oder will die Wiederholung andeuten, daß der zweimal genannte Landesname mit einem warnenden Tonfall gesprochen werden soll? Die Frage bleibt offen.

Als Verfasser nennt sich **Olivier d'Etchegoyen**, und wir erfahren aus dem Inhalt, daß er als französischer Offizier und Begleiter der Armee Hallerz nach Polen kam. Also seit den Anfängen kennt er den neuen Staat. Doch er hat ihn, wie man sieht, bis in die jüngste Vergangenheit hinein studiert, und was er darüber ausführt, sind die Ergebnisse und Schlußfolgerungen aus sieben Jahren.

Warum nun erregt dieses Buch Aufsehen? Haben doch schon früher Bienaimé, Sarolea und andere das übliche „ad usum Delphini“ dem französischen